

USA

# Aufstand der Profis

Immer unverhohlener kritisieren US-Militärs ihren Einsatz im Irak. Von Pentagon-Chef Donald Rumsfeld verlangen sie mehr Personal für einen Sieg über die Aufständischen. Weil auch zunehmend mehr Reservisten und Nationalgardisten nach Bagdad müssen, sinken die Rekrutierungszahlen.



DARREN MCCOLLESTER / GETTY IMAGES

Nationalgardisten vor dem Abflug in den Irak: „Zu einer gebrochenen Streitmacht verkommen“

Für Darrell Anderson ist der Krieg vorbei. Vor einer Woche hat sich der 22-jährige GI aus Lexington im US-Bundesstaat Kentucky über die grüne Grenze nach Kanada geschlichen. Seine Kameraden aus der in Hessen stationierten 1. US-Panzerdivision werden zu ihrem zweiten Irak-Einsatz ohne ihn ausdrücken.

Sieben Monate hat Anderson vergangenes Jahr im Zweistromland verbracht, seine Einheit bewachte Polizeistationen in Bagdad – ein Himmelfahrtskommando. Bei einem Überfall der Aufständischen wurde er von Granatsplittern verletzt, wofür ihm das „Purple Heart“, eine Verwundetenauszeichnung der US-Armee, verliehen wurde und er zu Weihnachten Heimaturlaub erhielt. Aber statt sich bei seiner Einheit zurückzumelden, floh Anderson nach Toronto.

Jetzt ist er ein Deserteur, wird per Haftbefehl gesucht und in seiner Heimat mit einer mehrjährigen Haftstrafe bedroht. „In diesen Krieg kann ich nicht mehr zurück“, rechtfertigt Anderson seine Flucht, „ich will keine Unschuldigen töten.“ Er berichtet über den Entscheidungsdruck im Kriegsalltag. Einmal, als sich ein Wagen allzu dicht ihrem Bagdader Kontrollposten näherte, gab sein Vorgesetzter Schießbefehl, obwohl Anderson in dem Auto nur einen Mann mit Kindern ausmachen konnte. Der Soldat weigerte sich. „Beim nächsten Mal schießt du“, raunte ihn sein Zugführer an.

Ein anderes Mal verhinderte nur die Ladehemmung seines Schnellfeuergewehrs, dass Anderson durchdrehte. „Ich hielt einen schwerverletzten Kameraden in meinen Armen, überall war Blut, und um uns

herum jubelten die Iraker“, erinnert er sich. „Ich war so wütend, dass ich einfach nur jemanden töten wollte.“

In Kanada hat Anderson jetzt einen Asylantrag gestellt. Sein Anwalt Jeffry House ist selbst einmal vor einem Krieg hierher geflohen – wie etwa 50 000 andere junge US-Bürger entging er im Nachbarland dem Dienst in Vietnam. Nun haben die Irak-Deserteure die Erinnerung an den mehr als 30 Jahre zurückliegenden Exodus geweckt. House sagt: „Ich bekomme jeden Tag Anrufe von zwei Soldaten, die einen Ausweg suchen.“

Bei dieser Suche sind desertierende US-Rekruten – bislang ein eher verschwindend kleines Häufchen – nicht allein: Drei Monate nach seiner Wiederwahl und unmittelbar vor den triumphal angelegten Feiern zum Beginn seiner zweiten Amts-

zeit kommt US-Präsident George W. Bush um eine Neubewertung des Einsatzes seiner Soldaten im Irak nicht länger herum. Er sieht sich massiven Zweifeln der eigenen Militärs gegenüber, die immer offener darauf hinweisen, dass sie den Krieg gegen die Aufständischen mit unzureichenden Mitteln führen müssen. Seine Truppen im Irak, warnte jetzt Generalleutnant James Helmly, der Chef der Heeresreserve, „verkommen zu einer gebrochenen Streitmacht“.

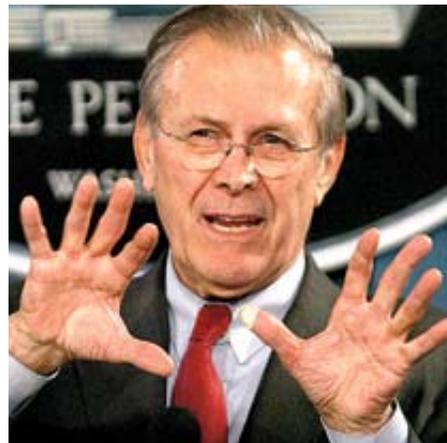
Ein Aufstand der Profis: Während die täglichen Bombenattentate im Irak und die – bis Freitag – 1361 toten US-Soldaten bei der Bevölkerung noch keinen erkennbaren Stimmungsumschwung hervorgerufen haben, während Präsident Bush vorige Woche noch einmal bekräftigte, dass die Welt ohne Saddam Hussein sicherer geworden sei, scheinen seine Soldaten und Offiziere zunehmend vom Gegenteil überzeugt zu sein: Politisch und strategisch, personell und finanziell sind Amerikas Streitkräfte, denen keine andere Macht der Erde gewachsen ist, ganz unvorhergesehen auf schwer überwindbare Hürden gestoßen.

Die Kritik am Pentagon-Chef nimmt zu, seine Ablösung wird angesichts des zermürbenden, verlustreichen Alltags im Irak hinter vorgehaltener Hand sogar von Parteifreunden gefordert, strategisches Umdenken angemahnt. Denn unter Rumsfelds Führung geriet das US-Militär in seine derzeit prekäre Lage. Über 150 Milliarden Dollar hat der Irak-Krieg bislang gekostet; Monat für Monat muss das Pentagon für den Einsatz im Zweistromland 4,5 Milliarden aufbringen.

Und ein Ende ist vorerst nicht abzusehen. Er rechne damit, dass noch in seiner Amtszeit von weiteren vier Jahren die Amerikaner aus dem Irak abziehen würden, versuchte Rumsfeld den frustrierten Untergebenen Hoffnung zu machen. Die

Erwartung, die Wahl am 30. Januar werde die Wende bringen, teilen allerdings allenfalls die Optimisten im engsten Präsidentenzirkel.

General a.D. Brent Scowcroft, Sicherheitsberater des Präsidentenvaters und früheren Amtsinhabers George Bush senior, sieht in dem Datum lediglich „ein großes Potential zur Ausweitung des Konflikts“. Auch der Kommandeur der US-Bodentruppen im Irak, Generalleutnant Thomas Metz, gab vergangene Woche unumwunden zu, in weiten Teilen von 4 der 18



PAUL J. RICHARDS / AFP

#### Verteidigungsminister Rumsfeld Ablösung gefordert

irakischen Provinzen sei an reguläre Wahlen nicht mehr zu denken. Da in dieser Region ein Viertel der irakischen Bevölkerung lebt, stellt sich die Frage, wie aussagekräftig dieser von immer gewaltsameren Anschlägen bedrohte Urnengang überhaupt noch sein kann.

Obwohl die insgesamt 125 000 Mann der irakischen Sicherheitskräfte nicht im Entferntesten in der Lage sind, Ruhe im eigenen Land zu garantieren, hat in Washington eine Rückzugsdebatte begonnen. Viele Kongressabgeordnete hatten sich während

des Weihnachtsurlaubs in ihren Wahlkreisen den Fragen der Bürger stellen müssen – die wenigstens einen Hinweis darauf erhalten möchten, ob ein Ende des blutigen Abenteuers Irak abzusehen ist. Der scheidende Außenminister Colin Powell bekannte vergangene Woche, er hoffe, noch dieses Jahr werde der Abzug beginnen.

Zu prüfen, wie und wie schnell Amerika sich ohne Gesichtsverlust vom irakischen Kriegsschauplatz absetzen kann, wird eine der Aufgaben sein, die der frühere Vier-Sterne-General Gary Luck bei seiner Mission in Mesopotamien zu erfüllen hat. Binnen Wochen soll er dem Pentagon-Chef eine ungefilterte Lageeinschätzung und eine Revision der gesamten Irak-Strategie abliefern. „Ganz offensichtlich funktioniert die gegenwärtige Strategie der Amerikaner nicht“, resümiert der hochangesehene frühere britische Blauhelm-Kommandeur in Bosnien, General a. D. Sir Michael Rose, die Lage der Supermacht.

Eigentlich hätten die Streitkräfte schon im September 2003 zu Hause sein sollen, so sahen es die ursprünglichen Pentagon-Pläne vor. Danach sollte lediglich eine kleine Schutztruppe die Sicherheit im Nachkriegs-Irak gewährleisten. Doch bislang haben nur die Verbündeten ihre Truppen abgezogen, vorige Woche kündigte auch die Ukraine an, ihr Irak-Corps heimzuziehen.

Dass die Abzugsdebatte nun auch in den USA immer vernehmlicher geführt wird, liegt hauptsächlich daran, dass in und um Bagdad längst nicht mehr ausschließlich Amerikas Berufsstreitkräfte stationiert sind. 40 Prozent der 150 000 amerikanischen Soldaten gehören zur Armee-Reserve und zur Nationalgarde. Die Mitglieder dieser Teilzeitstreitkräfte, die normalerweise allenfalls am Wochenende und bei jährlichen Wehrübungen Dienst tun, führen längst ein mehr oder weniger erfolgreiches Berufsleben. Aus dem werden sie nun für den Einsatz im Irak herausgerissen – eine Ver-



STEFAN ZAKLIN / DPA

**Bombenanschlag auf Militärkonvoi in Mossul (am 10. Januar): „Der Armee fliegen die Räder weg“**

pflichtung, mit der kaum einer dieser Hilfskrieger gerechnet hat.

Jetzt fällt es den Gardien immer schwerer, Nachwuchs zu rekrutieren. „Es sind die Mütter, die ihre Kinder vor dem Krieg warnen“, klagt Sergeant Kevin Hudgins, der in Tennessee Rekruten anwirbt. „Früher haben die Kids gedacht, dies sei ein einfacher Weg, an Geld fürs College heranzukommen“, sagt der Veteran Curtis Mills, der bei seinem Irak-Einsatz schwer verletzt wurde. 30 Prozent hinter den Rekrutierungszielen liegt die Nationalgarde derzeit zurück. Ein Bonussystem soll nun helfen, die Reihen aufzufüllen. Wer sich einschreibt, erhält bis zu 10 000 Dollar.

Vor allem bei den früher eher belächelten Wochenendkriegern wächst die Empörung. Zwar sollen Gardisten und Reservisten die Kampftruppe zumeist nur unterstützen, doch ihre Jobs als Mechaniker, Fahrer oder Koch sind ebenfalls gefährlich, wie das Selbstmordattentat auf eine Armeekantine nahe der irakischen Stadt Mosul vorigen Monat bewies.

20 Milliarden Dollar verlangt Garde-Kommandeur Steven Blum vom Pentagon vor allem für die Neuausrüstung seiner bisweilen nur zweitklassig ausgestatteten Truppen. „Ich hätte mich in einem Volvo sicherer gefühlt als in unserem Humvee“, klagt Richard Murphy, der 15 Monate im Irak dienen musste. In Alabama schraubten Veteranen und Schüler selbstgebastelte Panzerungen an die Jeeps, als die örtliche Truppe den Marschbefehl erhielt.

Auch der Patriotismus der regulären Streitkräfte wird in diesen Monaten auf eine harte Probe gestellt: Mit allerlei Tricks verlängert das Pentagon inzwischen die Dienstzeit um bis zu ein Jahr. Eine neue Regelung verbietet beispielsweise das Ausscheiden aus jeder Einheit, die innerhalb der nächsten drei Monate nach Afghanistan oder in den Irak ziehen soll.

Die Vorschläge, die gegenwärtig zur Verbesserung der Sicherheitslage im Irak diskutiert werden, tragen ebenfalls Anzeichen schiefer Verzweiflung. Erstmals erhalten die Soldaten jetzt eine Ausbildungsvorschrift für den Kampf gegen Aufständische. Bislang verfügten nur die Kommandotruppen und die Marineinfanterie über ein solches Handbuch. Das Reglement der Ledernacken stammt allerdings aus dem Jahr 1940



Irak-Kritiker Scowcroft, Deserteur Anderson: Suche nach einem Ausweg

und enthält Abschnitte über den „Umgang mit Tieren“, Mauleseln etwa, und „gemischt-rassischen“ Gesellschaften, die „mangels eines festen Charakters“ meist „unregierbar“ seien.

Hektisch werden längst gescheiterte Modelle hervorgeholt: Da sollen US-Militärberater als Aufseher und Rückgrat bei den Einheiten der neuen irakischen Armee installiert werden, die in dem wohlverdienten Ruf stehen zu fliehen, sobald sie unter Beschuss geraten. Genau das gleiche Rezept hat vor mehr als 40 Jahren das Debakel in Vietnam nicht aufhalten können. Darüber hinaus wird auch die Gründung von Todesschwadronen diskutiert, welche die Aufständischen in ihren Rückzugsräumen notfalls auch jenseits der irakischen Grenzen aufspüren und ausschalten sollen – eine Strategie, die in den lateinamerikanischen Bürgerkriegen der siebziger Jahre gründlich diskreditiert wurde.

Vor allem die Militärs selbst sind es, die aufgrund dieser Erfahrungen ein Umdenken in Washington fordern. Niemand seit dem Vietnam-Debakel musste die zivile Pentagon-Führung mit so viel Kritik aus den eigenen Reihen fertig werden. General a. D. Barry McCaffrey fürchtet sogar: „Der Armee fliegen in den nächsten 24

Monaten die Räder weg.“ General Peter Schoomaker, derzeit Stabschef des Heeres, warnte den Kongress bereits vor drastischen Konsequenzen: „Möglicherweise müssen wir die regulären Streitkräfte aufstocken“ – was Rumsfeld schon aus Budgetgründen auf jeden Fall vermeiden will.

Um auf längere Zeit eine Sicherungstruppe von 150 000 Mann im Irak zu halten, benötigen die USA in Wahrheit dreimal so viele Soldaten. Ein Drittel, so rechnen Militärplaner, müsste sich auf den Einsatz vorbereiten, ein Drittel wäre vor Ort stationiert, ein weiteres Drittel wäre mit der Nachbereitung beschäftigt oder würde Urlaub machen.

450 000 Soldaten müssten also jederzeit für den Irak zur Verfügung stehen, dabei dienen im gesamten US-Heer, das den Löwenanteil dieser Streitmacht zu stellen hätte, derzeit lediglich etwa 500 000 Mann. Vor allem wegen solchen Personalbedarfs opponieren die US-Militärs gegen das Lieblingsprojekt des Pentagon-Chefs – den Umbau der US-Streitkräfte zu einer vergleichsweise kleinen, aber hochbeweglichen Hightech-Kommandotruppe für Blitzeinsätze rund um die Welt. Dieses Konzept habe, argumentieren sie, zwar den Blitzsieg über Bagdad, nicht aber den Frieden im Irak gewährleisten können.

Doch es ist gerade der Wunsch der Militärs nach mehr Soldaten, der eine Diskussion um die Wiedereinführung der Wehrpflicht entfesseln könnte – die aber kein Washingtoner Politiker, gleich welcher Couleur, wirklich führen möchte. Und erst die Drohung mit dem allgemeinen Militärdienst würde die Abwanderung nach Kanada anheizen, die bislang eine nur selten ernst gemeinte Option amerikanischer Irak-Kriegsgegner war. Doch schon die wenigen Deserteure von heute bringen Kanadas Regierung in eine peinliche Klemme.

Bislang hat Premierminister Paul Martin auf die Asylgesuche von US-Soldaten nur ausweichend reagiert: „Wir sind ein Einwandererland, ich werde niemanden diskriminieren“, erklärte er. Doch obwohl der Irak-Krieg in Kanada so unpopulär ist wie US-Präsident Bush selbst, weiß Martin, dass die Gewährung von Asyl für GIs aus dem Süden ein offener Affront gegenüber Washington wäre.

SIEGEMUND VON ILSMANN,  
GEORG MASCOLO



Meuterer im Vietnam-Krieg (im Oktober 1968): Rezepte wie vor 40 Jahren